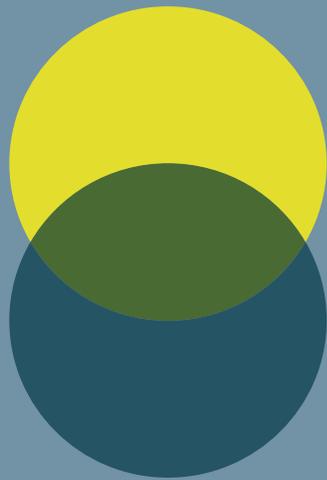




**NEUE
BAUHAUS
VORTRÄGE**



NEUE BAUHAUSVORTRÄGE

herausgegeben von Hans-Rudolf Meier, Frank Simon-Ritz und Winfried Speitkamp

7

MIRJAM WENZEL

DAS PARTIKULARE GEDÄCHTNIS

JÜDISCHER MUSEEN



Mirjam Wenzel bei ihrem Vortrag
 »Jüdische Museen – Geschichte, Konzepte und Relevanz«
 am 30. Juni 2021 im Audimax der Bauhaus-Universität Weimar
 Foto: Miriam Rebsamen

MIRJAM WENZEL

DAS PARTIKULARE GEDÄCHTNIS

JÜDISCHER MUSEEN*

»MVSEVM, heisset sowol ein Tempel, darinnen die Musen verehret wurden, als auch eine Kunst-Kammer, ein Müntz-Cabinet, Rarität- und Antiquitäten-Kammer, wovon unter besondern Artickeln nachzusehen ist. Ins besondere aber ein Gebäude, darinnen die Gelehrten beysammen wohnten, mit einander aßen, und ihr Studieren abwarteten«, schrieb Johann Heinrich Zedler 1739 in seinem Großen Vollständigen Universal-Lexikon in einem der ersten Versuche, ein Museum zu definieren.¹ Was einst die Wunder- und Kunstkammern des Adels und des Klerus gewesen waren, die ausschließlich dem privaten Kunstgenuss dienten, wandelte sich zum Zeitpunkt von Zedlers Definitionsversuch allmählich zu einem Gedächtnis- und Lernort für eine privilegierte Öffentlichkeit. 1753 eröffnete in London mit dem British Museum das erste Museum Europas, dessen Sammlungen allgemein zugänglich waren; nach der Französischen Revolution und im Zuge der europäischen Nationalbewegungen entstanden europaweit weitere nationale Museen, die auf die Sammlungen der Königshäuser auf- und diese im Zuge von Kolonial- und Eroberungskriegen systematisch weiter ausbauten. Der Begriff Museum ist von dem griechischen Wort »mouseion« abgeleitet, einem Heiligtum, das den Musen gewidmet war.

Um die Definition dessen, wie dieser Musentempel zeitgemäß zu definieren sei, tobt derzeit – von der breiten Öffentlichkeit weithin unbemerkt – in der internationalen Museumswelt ein vehementer Streit. Im Zentrum dieses Streits steht die Frage, welchen Stellenwert den beiden Aspekten beizumessen ist, die schon Zedler an einem Museum voneinander unterschied: sind Museen ist erster Linie moderne Kunstkammern oder sind sie öffentliche Räume des Beisammenseins und Forschens? Sind sie dem Sammeln, Bewahren und Präsentieren materieller Zeugnisse verpflichtet oder bilden sie soziale Orte der Begegnung und des gemeinsamen Lernens? Sind sie Türhüter vergangener Zeiten oder Gestalter des Kommenden? Dass sie stets beide Aspekte miteinander in Verbindung bringen müssen, zugleich Gedächtnis- und Bildungseinrichtung sind, ist dabei weniger strittig als vielmehr die Prioritätensetzung und damit nicht zuletzt die Bedeutung von Zeitgenossenschaft, also das Verhältnis von Museen zu der sie umgebenden Gesellschaft. Die derzeit gültige

* Vortrag, gehalten am 30. Juni 2021 im Rahmen der Bauhaus-Gastprofessur

¹ Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 22, Halle und Leipzig 1739, S. 1375.

Eine längere Fassung dieses Aufsatzes ist in Christian Wiese, Stefan Vogt, Doron Kiesel, Gury Schneider-Ludorff (Hg.): Die Zukunft der Erinnerung. Perspektiven des Gedenkens an die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Shoah, Berlin 2021, S. 194–214, erschienen.

Museumsdefinition des International Council of Museums (ICOM) baut auf einer Fassung aus dem Jahr 1974 auf, die 2007 minimal modifiziert wurde. Sie lautet: »A museum is a non-profit, permanent institution in the service of society and its development, open to the public, which acquires, conserves, researches, communicates and exhibits the tangible and intangible heritage of humanity and its environment for the purposes of education, study and enjoyment.«²

2016 beschloss die General Conference von ICOM, ein Komitee zu gründen, dass in einem partizipativen Prozess unter Einbeziehung von Mitgliedern, Fachkolleginnen und -kollegen sowie der verschiedenen Ländervertretungen eine neue Definition erarbeiten sollte. In diesem dreijährigen Prozess wurden insbesondere auch außereuropäische Vertreterinnen und Vertreter aus dem globalen Süden miteinbezogen und ein besonderes Augenmerk auf die Zukunftsthemen in den sich wandelnden Gesellschaften, ja auf die gesellschaftsbildende Funktion von Museen gelegt. Der Prozess mündete 2019 in dem Vorschlag einer grundlegend neuen Definition, die das Selbstverständnis von Museen maßgeblich erweitern wollte. Sammeln, Bewahren und Vermitteln als die traditionellen Tätigkeitsfelder sollten, so die Idee, in Zukunft vor allem als die Form verstanden werden, in der Museen ihren sozialen, gesellschaftlichen und auch politischen Aufgaben nachkommen.³ Die vorgeschlagene Definition des Museum Definition, Prospects and Potentials Committee von ICOM lautete: »Museums are democratising, inclusive and polyphonic spaces for critical dialogue about the pasts and the futures. Acknowledging and addressing the conflicts and challenges of the present, they hold artifacts and specimens in trust for society, safeguard diverse memories for future generations and guarantee equal rights and equal access to heritage for all people. Museums are not for profit. They are participatory and transparent, and work in active partnership with and for diverse communities to collect, preserve, research, interpret, exhibit, and enhance understandings of the world, aiming to contribute to human dignity and social justice, global equality and planetary wellbeing.«⁴

Die emphatische Indienstnahme traditioneller Museumstätigkeiten für eine zukunftsfähige Gestaltung gerechter und nachhaltig agierender Gesellschaften in einer miteinander vernetzten Welt und die unmittelbare Bezugnahme auf diverse Gemeinschaften, also der utopische Zuschnitt dieser vorgeschlagenen Museumsdefinition stieß insbesondere bei den mitteleuropäischen Museumsvereinigungen innerhalb von ICOM auf Ablehnung. In diesen wird seither über einen Kompromiss zwischen der traditionellen Definition und dem neuen Vorschlag diskutiert. Es ist noch nicht abzusehen, wann und ob ICOM in absehbarer Zeit eine einvernehmliche Antwort auf die Frage finden wird, was ein Museum ist und in Zukunft sein soll.

² Vgl. International Council of Museums, Resources. Standards and Guidelines: Museum Definition, <https://icom.museum/en/resources/standards-guidelines/museum-definition/> (28.12.2020)

³ Siehe dazu Jette Sandahl: The Museum Definition as the Backbone of ICOM, in: *Museum International* 71, Nr.1–2, 2019, S. 2–9.

⁴ International Council of Museums, News vom 25. Juli 2019: ICOM announces the alternative museum definition that will be subject to a vote, <https://icom.museum/en/news/icom-announces-the-alternative-museum-definition-that-will-be-subject-to-a-vote/> (28.12.2020).

Im Folgenden möchte ich auf das Spiegel- und Bezugsverhältnis zwischen der Gedächtniseinrichtung Museum und der sie umgebenden Gesellschaft eingehen und anhand der Geschichte des Jüdischen Museums Frankfurt darlegen, worin die von der neuen Museumsdefinition geforderte aktive Partnerschaft eines Museums mit einer Gemeinschaft bestehen kann. Ausgangspunkt meiner Überlegungen wird ein kurzer Rückblick auf die Geschichte Jüdischer Museen in Europa sein, in dem ich vor allem auf die besondere Bedeutung des Locus, als Site Specificity eingehen möchte. Vor dem Hintergrund der Krisen einiger großer Jüdischer Museen in den letzten Jahren möchte ich abschließend die Problematik nationalstaatlicher Perspektiven auf jüdische Geschichte und Kultur diskutieren.

In der Gründungsgeschichte Jüdischer Museen in Europa und den USA nach der Schoa spielte die gesellschaftsgestaltende Perspektive, welche die vorgeschlagene neue Museumsdefinition in den Vordergrund rückt, stets eine zentrale Rolle. Im Unterschied zu naturkundlichen, historischen und Kunstmuseen basierten diese Gründungen, zumal jene in der Bundesrepublik Deutschland, weniger auf umfänglichen, mit privaten oder gar öffentlichen Geldern finanzierten Sammlungen, die es zu pflegen und zu erforschen galt, als vielmehr auf dem politischen Willen, die Reste der europäisch-jüdischen Kultur einzusammeln und sichtbar zu machen, die vom Dritten Reich geraubt und zerstört worden waren. Vor diesem Hintergrund nehmen sich Jüdische Museen heute weltweit unweigerlich jenes Auftrags an, den die neue ICOM Definition an den Anfang stellt. Sie widmen sich der kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, um an der Gestaltung einer möglichen Zukunft in einer demokratischen und diversitätssensiblen Gesellschaft mitzuwirken. Gelegentlich wird eben dieses gesellschaftsgestaltende Selbstverständnis Jüdischer Museen bereits in der Namensgebung betont: Jewish Museum and Tolerance Center etwa heißt das 2012 eröffnete Jüdische Museum in Moskau, Museum of Tolerance die Einrichtung des Simon Wiesenthal Centers in Los Angeles. Dass eine Gedächtnis- und Bildungseinrichtung, die sich gleichzeitig jüdischer Geschichte zuwenden, aus dieser eine allgemeingültige Lehre ziehen, die Sensibilität für Diversität steigern und das Verständnis von Demokratie festigen will, zwangsläufig auch ein Ort der Kontroverse ist, zeigen die Debatten der vergangenen Jahre. Jüdische Museen treffen den gereizten Nerv unserer Zeit. Sie adressieren Fragen, die unmittelbar mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungen zusammenhängen und im Zentrum politischer Auseinandersetzungen stehen, wie etwa: Welche Bedeutung hat Flucht und Migration im Selbstverständnis einer Gesellschaft? Welchen Stellenwert haben Identitäts- und Geschichtspolitik in den öffentlichen Debatten um symbolische Handlungen und Orte? Welchen Schutz genießen gesellschaftliche und religiöse Minderheiten in den jeweiligen Verfassungen? Und last but not least: Wie geht die jeweilige Regierung und die politische Öffentlichkeit mit antisemitischer oder rassistischer Gewalt um?

In Anbetracht des Streitwerts, den jedes dieser Themen für sich genommen hat, ist nicht nur die Relevanz Jüdischer Museen in Europa und den USA beträchtlich gewachsen. Auch die Zahl der Einrichtungen, die sich jüdischen Geschichten und Kulturen widmen, steigt weltweit an. In den vergangenen Jahren wurden in Sao Paulo (Brasilien) und New Orleans (USA) jeweils ein neues,

eigenständiges Jüdisches Museum aufgebaut, in Ferrara (Italien) das Museo Nazionale dell'Ebraismo e della Shoah in Betrieb genommen, im litauischen Dorf Šeduva der Grundstein für ein groß angelegtes Lost Shtetl Museum gelegt, in Stockholm (Schweden) das Jüdische Museum wiedereröffnet und in Berlin sowie Frankfurt, den beiden größten Jüdischen Museen in Deutschland, die Dauerausstellungen neu gestaltet. Vor Kurzem nun wurde darüber hinaus der Aufbau eines virtuellen Jüdischen Museums in Leipzig bekannt gegeben und die Gründung eines Jüdischen Museums in Dresden beschlossen. Was hat es mit diesen Neugründungen und Erweiterungen Jüdischer Museen auf sich? Schreiben sie die Geschichte Jüdischer Museen und bereits bestehende Konzepte fort oder modifizieren sie diese?

Die ersten Jüdischen Museen in Europa

Die ersten Jüdischen Museen Europas entstanden im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und präsentierten im Wesentlichen jüdische Kultgegenstände, die nicht mehr im Gebrauch waren. Ihre Gründungen wurden von den ersten, groß angelegten öffentlichen Ausstellungen, wie etwa der »Anglo-Jewish Historical Exhibition« im Jahr 1887 in der Royal Albert Hall in London angebahnt, die unter kunstgewerblichen Aspekten zeremonielle Gegenstände, Textilien und Schriften präsentierten, die im Zuge der fortschreitenden Säkularisierung ihren rituellen Zweck verloren hatten. Zwei Jahre zuvor war in Wien das erste Jüdische Museum Europas eröffnet worden; es folgten weitere Museumsgründungen in Prag (1906), Budapest (1909), Worms (1912), Frankfurt am Main (1922), Breslau (1927), Amsterdam (1932) und Berlin (1933). Die meisten dieser Museen wurden entweder von den jüdischen Gemeinden selbst gegründet oder von Vereinigungen initiiert, in denen sich zumeist jüdische Sammler zusammen getan hatten, um die prachtvollen Objekte des traditionellen Ritus' zu bewahren, die im Zuge der fortschreitenden Säkularisierung als Relikte aus einer vergangenen Zeit wahrgenommen und vielerorts nicht mehr genutzt wurden. Mit diesen Jüdischen Museen entstanden nicht nur Sammlungen jüdischer Kultgegenstände, sondern auch ein kunstgewerblicher Markt, auf dem diese erworben werden konnten. Parallel zur Entwicklung dieses spezifischen Marktsegments im Bereich der Angewandten Kunst erhoben Künstler wie Lesser Ury, Jakob Steinhardt, Moses Ephraim Lilien und Ludwig Meidner biblische Erzählungen oder rituelle Praktiken zum Gegenstand der Bildenden Kunst. Die Motivwahl ihrer Gemälde, der kunstgewerbliche Handel mit jüdischen Zeremonialobjekten und die Gründung Jüdischer Museen wie auch jüdischer Abteilungen in stadtgeschichtlichen Museen waren, so Katharina Rauschenberger in ihrer umfassenden Studie zur Entstehung Jüdischer Museen im Deutschen Reich, Ausdruck eines »Rückbesinnungsprozesses«, in dem »zunächst von religiöser Seite, später aber auch von wissenschaftlich theologischer und historischer die Frage nach den Eigenarten des Judentums und seiner Identität gestellt wurde.«⁵ Martin Buber bezeichnete diesen Prozess, der

⁵ Katharina Rauschenberger: Jüdische Tradition im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Geschichte des jüdischen Museumswesens in Deutschland, Hannover 2002, S. 18.



Small Arts for Scrolls of the Law, aus: Catalogue of the Anglo-Jewish Historical Exhibition, Royal-Albert-Hall, London, 1887, London: Haes 1888, gegenüber von S. 85 (Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz; Digitalisierte Sammlung)



Ausstellungsansicht des Museums jüdischer Altertümer
in der Fahrgasse 146 in Frankfurt am Main
© Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main

sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ereignete, als eine »Renaissance der jüdischen Kultur«⁶ unter säkularen Vorzeichen und charakterisierte diese mit den Worten:

»Dem jüdischen Volke steht eine Auferstehung von halbem Leben zu ganzem bevor. Darum dürfen wir seine Teilnahme an der modernen nationalinternationalen Kulturbewegung eine Renaissance nennen.«⁷

Die Gründung der ersten Jüdischen Museen in Europa und die beginnende Auseinandersetzung von Künstlern mit der jüdischen Tradition stand im Kontext einer Bewegung von jüdischen Kulturschaffenden, denen einer Erneuerung des jüdischen Selbstverständnisses gelegen war. Jüdische Museen hatten in diesem kulturellen Prozess eine paradoxe Funktion inne: sie sammelten und präsentierten zumeist unter kunstgewerblichen und gelegentlich auch ethnographischen Aspekten Gegenstände einer vergangenen rituellen Praxis, die unter den Vorzeichen fortschreitender Säkularisierung ihre Selbstverständlichkeit verloren hatte. Zugleich wollten sie die diesem Zugang innewohnende Distanz überwinden und Kulturgüter in den Dienst einer Wiederentdeckung und -belebung der Tradition stellen. Sie hatten also sowohl eine Musealisierung wie auch eine Belebung der jüdischen Kulturgeschichte im Sinn.

Die »Renaissance der jüdischen Kultur« endete mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten und deren Expansion in andere kontinentaleuropäische Länder, die Plünderung jüdischer Kulturgüter und die Zerstörung der meisten Jüdischen Museen nach sich zog. Diese Zerstörung ereignete sich maßgeblich im Rahmen des Novemberpogroms – so auch in der Stadt mit dem prozentual größten Anteil von Jüdinnen und Juden an der Gesamtbevölkerung im Deutschen Reich, in Frankfurt am Main.

Das Museum Jüdischer Altertümer in Frankfurt

1922 wurde das erste Jüdische Museum in Frankfurt im zweiten Stock des ehemaligen Geschäftshauses des Bankhaus M.-A. Rothschild & Söhne eröffnet. Sein Träger war die Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler, die mehr als zwanzig Jahre zuvor auf Initiative des Direktors des Düsseldorfer Kunstgewerbemuseums, Heinrich Frauberger, mit Unterstützung des Frankfurter Mäzens Charles Hallgarten entstanden war. Binnen mehr als zwanzig Jahren hatte die Gesellschaft eine umfangreiche Sammlung aufgebaut, die jüdische Zeremonialgegenstände, bedeutende Schriftzeugnisse und Textilien sowie Kunstwerke umfasste. Ebenso wie die Jüdischen Museen, die andernorts in Europa im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert entstanden, verstand sie das Museum Jüdischer Altertümer, in dem sie diese Sammlung präsentierte, in erster Linie als ein Kunstgewerbemuseum, das Kultgegenstände und die mit ihnen verbundene jüdische Tradition

⁶ Vgl. Michael Brenner: *Wie jüdisch waren Deutschlands Juden? Die Renaissance jüdischer Kultur während der Weimarer Republik*, Bonn 2000.

⁷ Martin Buber: *Jüdische Renaissance und Kultur*, in: *Martin Buber Werkausgabe*, hg. von Barbara Schäfer, Bd.3, *Frühe jüdische Schriften 1900–1922*, Gütersloh 2007, S. 143–148, hier S. 144.

als geschichtsträchtige Zeugnisse sowohl der jüdischen wie auch der europäischen Kultur präsentieren wollte. Neben der Familie Rothschild liehen auch die Israelitische Gemeinde Frankfurts, das Museum Kunst und Gewerbe und das Historische Museum Frankfurt dem neugegründeten Museum jüdische Zeremonialobjekte. Neben dem Museum und Archiv der Israelitischen Gemeinde in Worms und dem Jüdischen Museum in Berlin zählte die Sammlung des Frankfurter Museums mit ihren etwa 18.000 Objekte zu den bedeutendsten Sammlungen jüdischer Kultgegenstände im Deutschen Reich.⁸

In der Reichspogromnacht des 9. November 1938 wurde das Gebäude von SA- und SS-Leuten gestürmt, viele Räumlichkeiten in Brand gesteckt, etwa 1000 wertvoll erscheinende Gegenstände von dem damaligen Direktor des Historischen Museums geraubt und in dessen Sammlung überführt, weitere Objekte geplündert, die heiligen Texte geschändet und das Archiv zerstört. Der Wert der zerstörten Gegenstände betrug, späteren Schätzungen zufolge, ca. 8,5 Millionen Reichsmark.⁹

1951 kam einer der ehemaligen Kustoden des Museums Jüdischer Altertümer, Guido Schönberger, im Auftrag der jüdischen Treuhandgesellschaft Jewish Cultural Reconstruction Incorporation nach Frankfurt, um zu sondieren, was von der ihm bekannten Gegenständen in der Sammlung des Historischen Museums übrig geblieben war. Er arbeitete mittlerweile für das neu gegründete Jewish Museums New York, identifizierte etwa 340 Objekte aus dem Museum Jüdischer Altertümer in der Sammlung des Historischen Museums und ließ diese im Namen des ermordeten jüdischen Kollektivs an jüdische Einrichtungen in den USA und in Israel restituieren.¹⁰ Eine der Kisten aus dem Museum Jüdischer Altertümer blieb dabei zurück. Sie wurde Jahrzehnte später dem Jüdischen Museum Frankfurt übereignet, das 1988 als erstes kommunales Museum der Bundesrepublik Deutschland eröffnete. Die Zeremonialobjekte aus dem Museum Jüdischer Altertümer bilden heute den Kern der Judaica-Sammlung und sind in einem der beiden Häuser des Jüdischen Museums Frankfurt, dem Museum Judengasse zu sehen.

Zum Museum Judengasse

1987 begann die Stadt Frankfurt auf dem Gelände des Börneplatzes, also an dem Ort, wo einst die prächtige Börneplatz-Synagoge gestanden und sich zuvor der Judenplatz und die Judengasse befunden hatte, ein Verwaltungsgebäude zu bauen, in dem zynischerweise just die städtischen Gaswerke untergebracht werden sollten. Bei den Ausschachtungsarbeiten für die Tiefgarage stieß man auf die überraschend gut erhaltenen Fundamente von insgesamt 19 Häusern der Frankfurter Judengasse ebenso wie auf die Reste der Börneplatzsynagoge. Es entbrannte der erste öffentli-

⁸ Vgl. Commission on Jewish Cultural Reconstruction (Hg.): Tentative List of Jewish Cultural Treasures in Axis-Occupied Territories, in: Supplement to Jewish Social Studies 8, Nr. 1, 1946, S. 12 f.

⁹ Vgl. Katharina Rauschenberger: Die Entstehung und Zerschlagung des Museums Jüdischer Altertümer, in: Angela Jannelli (Hg.): Gekauft gesammelt geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum, Frankfurt am Main 2019, S. 18–23, hier S. 22.

¹⁰ Vgl. Rauschenberger (wie Anm. 5), S. 18;

che Konflikt in der Bundesrepublik Deutschland um einen angemessenen Umgang mit Zeugnissen jüdischen Lebens aus den Jahrhunderten vor der Schoa, der in Kundgebungen, Protesten vor Ort und schließlich in der Besetzung der freigelegten Fundamente mündete, um diese vor dem Abriss zu bewahren. Die bundesweite Rezeption dieses Konflikts hatte nicht allein mit der damals auch andersorts beginnenden Beschäftigung lokaler Initiativen mit den Spuren deutsch-jüdischer Geschichte und dem spektakulären und bis dato größten archäologische Fund eines jüdischen Siedlungsgebiets aus der frühen Neuzeit in Europa zu tun. Sie war vor allem dadurch bedingt, dass die Beseitigung



Demonstrationen gegen das Bauvorhaben am Börneplatz 1987, Foto: Klaus Malorny

dieser Spuren als erneute Zerstörung des jüdischen Kulturerbes und der Neubau nach Räumung der Besetzung als »Geschichtsentsorgungspark« kritisiert wurde.¹¹ Die Auseinandersetzungen zwischen dem Magistrat der Stadt auf der einen und der Bürgerinitiative auf der anderen Seite kreisten dementsprechend um die historische Verantwortung der Stadt Frankfurt, wobei das geflügelte Wort des in der Judengasse geborenen Publizisten Ludwig Börne eine zentrale Rolle spielte: »Wo die toten Menschen schweigen, da sprechen desto lauter die lebendigen Steine.«¹²

Im Börneplatz-Konflikt kulminierten zentrale und für alle Beteiligten schmerzhafteste Fragen, in denen das Selbstverständnis von nicht-jüdischen Deutschen und Jüdinnen und Juden in Frankfurt am Main, ja die Beziehungen zwischen Juden und Nicht-Juden in der Bundesrepublik Deutschland nach Auschwitz verhandelt wurden. Dabei ging es weniger um die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Funde, sondern vielmehr um die Frage, was die Schoa für die Gegenwart und für die Interpretation jüdischer Geschichte in Frankfurt bedeute. Der unbedingte Wille zur Erinnerung auf Seiten der Bürgerinitiative traf auf die hilflose und von Schuldabwehr gekennzeichneten Versuche vieler Stadtverordneter, die Bedeutung der archäologischen Funde herabzuspielen und eben die Verbindung zwischen der Frankfurter Judengasse und den nationalsozialistischen Ghettos historisch abzustreiten, welche von den Protestierenden wie auch von Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde als solche empfunden wurde.

Innerhalb der Jüdischen Gemeinde Frankfurts wurde die Auseinandersetzung unterschiedlich wahrgenommen. Viele der älteren, aus Osteuropa stammenden Gemeindeglieder konnten sich mit der deutsch-jüdischen Geschichte vor Ort und der vormaligen Frankfurter Gemeinde nicht so identifizieren, dass sie umgehend für den Erhalt der Reste der Judengasse eingetreten wären. Das eigene Überleben der nationalsozialistischen Ghettos prägte die Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Ghettoeste am Börneplatz. Für jüngere Gemeindeglieder bildete der Konflikt hingegen häufig die Entdeckung einer bis dahin vergessenen Geschichte, die sie für sich entdecken wollten. Es zeichnete sich ein Generationenkonflikt zwischen den älteren Mitgliedern ab, die ihr Leben in Frankfurt auf ‚gepackten Koffern‘ verbracht und sich gegenüber ihren Verwandten im Ausland sowie internationalen jüdischen Organisationen stets dafür gerechtfertigt hatten, unter den nationalsozialistischen Tätern zu leben, sowie jüngeren Jüdinnen und Juden wie etwa den Mitgliedern der Jüdischen Gruppe, die sich zunehmend als Teil der bundesdeutschen Gesellschaft verstanden und sich in deren Entwicklung einmischen wollten.

Auf Seiten der nicht-jüdischen Demonstranten empfanden viele den Einsatz für die jüdischen Zeugnisse als notwendige Konsequenz und Gegenreaktion auf die Teilnahme der Elterngeneration am Massenmord oder zumindest ihrem mangelnden Widerstand dagegen. Im nunmehr gemein-

¹¹ Vgl. das Foto von Abisag Tüllmann vom Bauschild am Börneplatz im Katalog zur Dauerausstellung im Museum Judengasse in: Fritz Backhaus, Raphael Gross, Sabine Kössling, Mirjam Wenzel (Hg.): Die Frankfurter Judengasse, München 2016, S. 57.

¹² Ludwig Börne zitiert nach Heinrich Heine: Ludwig Börne. Eine Denkschrift, Neuausgabe mit einer Biografie des Autors, hg. von Karl-Maria Guth, Berlin 2017, S. 14.

samen Einsatz für die Ruinen ging es, so Dieter Bartetzko, letztendlich um das aus Sehnsucht und Abwehr gemischte, von zahllosen Traumata belastete Bemühen deutscher Nicht-Juden und Juden zueinander zu finden.¹³ Eben dieses Bemühen mündete in einem beiderseitigen Entgegenkommen, nämlich der Erweiterung des unmittelbar vor seiner Eröffnung stehenden Jüdischen Museums um eine Dependence im Erdgeschoss des Verwaltungsgebäudes.

Dem Museum Judengasse, das hier 1992 eröffnet wurde, haftete der Kompromiss, der ihm zugrunde lag, in der Gestalt an: es präsentierte nicht nur eine Rekonstruktion der archäologischen Fundamente von lediglich fünf Häusern, sondern verzichtete auch weitestgehend darauf, Fundstücke zu zeigen, welche erhalten geblieben waren. Anstelle einer Präsentation von Objekten, die einst in der Judengasse genutzt worden waren, setzte der von schweren Säulen durchzogene, niedrige Ausstellungsraum auf die Wirkung von inszenierten Gegenständen und erklärenden Texttafeln.

Mit der Neueröffnung des Museums Judengasse im Jahr 2016 entwickelte das Jüdische Museum Frankfurt eine neue Form der Darstellung jüdischen Lebens in der Frühen Neuzeit. Die neugestaltete Ausstellung präsentiert nicht nur zeitgenössische Gegenstände und Schriften in den fünf Häuserfundamenten der Judengasse. Auf den Erkenntnissen neuerer Forschungen zur frühneuzeitlichen jüdischen Geschichte aufbauend macht sie das Ghetto auch als ein teilautonomes Gebiet erfahrbar, das gegen den Willen des Gemeinderats eingerichtet wurde, der jüdischen Bevölkerung aber über 350 Jahre hinweg eine weitgehend uneingeschränkte Traditionspflege ermöglichte, weshalb sich die Judengasse zu einem europaweit bedeutenden Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit entwickeln konnte. Eine ebensolche Perspektive auf jüdischen Leben in Frankfurt in der Frühen Neuzeit, die das Ghetto als solches benennt, zugleich aber in seiner Zeit auch als einen Möglichkeitsraum beschreibt, war angesichts der psychischen Nachwirkungen der Schoa und des emotionalen Streitwerts, der im Börneplatz-Konflikt auf dem Spiel stand, bei der ersten Konzeption des Museums Judengasse unmittelbar nach der Eröffnung des Jüdischen Museums Frankfurt nicht möglich.

Jüdische Orte – Jüdische Museen

Beinahe alle Jüdischen Museen in der Bundesrepublik Deutschland, die in den vergangenen dreißig Jahren eröffneten, basierten auf dem ehrenamtlichen Engagement einzelner Persönlichkeiten, die sich für die Pflege und Vermittlung der Geschichte eines bestimmten Ortes einsetzten – im Fall vom Augsburg, Veitshöchheim, Worms, Erfurt und Ost-Berlin waren dies Reste von oder vollständig erhaltene Synagogen, im Fall von Fürth und Schwabach ein Haus mit einer Laubhütte, im Fall von Frankfurt ein Teil der Grundmauern des ersten jüdischen Ghettos Europas auf der einen

¹³ Dieter Bartetzko: Damnatio memoriae. Der Börneplatz als Ort kollektiven Vergessens, in: Georg Heuberger (Hg.): Stationen des Vergessens: Der Börneplatz-Konflikt. Begleitbuch zur Eröffnungsausstellung, Museum Judengasse, Frankfurt am Main 1992, S. 18–42.



*Blick in die Fundamente des Steinernen Hauses im neugestalteten Museum
Judengasse, Foto: Norbert Miguletz*

und eines der ehemaligen Wohnhäuser der bekannten jüdischen Bankiersfamilien Speyer und Rothschild auf der anderen Seite. Jüdische Museen in Deutschland haben daher eine ganz andere Anbindung an die Zivilgesellschaft als historische, kunstgewerbliche, naturkundliche Kunst- oder Technikmuseen; ihre Gründungsgeschichte unterscheidet sich maßgeblich von der eingangs skizzierten Entstehungsgeschichte nationalstaatlicher Museen in Europa. Manche Jüdische Museen wurden im Laufe der Zeit zu Kulturinstitutionen, die von öffentlicher Hand finanziert werden; andere blieben private Einrichtungen, die bis heute maßgeblich mit ehrenamtlichem Personal arbeiten. Das Gedächtnis, das diese kleineren Museen ebenso wie die institutionalisierten Einrichtungen in Fürth, Augsburg, Rendsburg, Drosten und Frankfurt bewahren und vermitteln, ist zumeist unmittelbar mit der Geschichte des Orts verbunden, an dem sie sich befinden.

Mit dem Jüdischen Museum Berlin eröffnete 2001 das erste Jüdische Museum in Deutschland, welches nicht aus einer Initiative zur Erforschung und zum Erhalt eines spezifischen Orts heraus entstanden war. Der Ortsbezug, der für die Konstitution der bundesunmittelbaren Stiftung von Bedeutung war, bestand vielmehr in einem relativ neuen Gebäude, dem spektakulären Bau von Daniel Liebeskind, der unmittelbar vor dem Fall der Berliner Mauer als eine Erweiterung des Berliner Stadtmuseums konzipiert worden war und unter anderem dessen Judaica-Sammlung, die so genannte »Jüdische Abteilung« präsentieren sollte. Die Strahlkraft des Gebäudes und das politische Geschick von Michael Blumenthal, der das Jüdische Museum 2001 schließlich als eine bundesunmittelbare Stiftung begründete und deren erster Direktor wurde, führten zur Konzeption des ersten Jüdischen Museums, dessen thematischer Fokus sich nicht auf die Geschichte eines spezifischen Orts oder einer Region bezog und das mehr als eine spezifische Sammlung bzw. das Kulturerbe einer spezifischen Gemeinde präsentieren wollte. Mit dem Jüdischen Museum Berlin entstand – in der deutschen Hauptstadt, in der sechzig Jahre zuvor die Schoa geplant und organisiert worden war – das erste nationalstaatliche Museum für jüdische Geschichte und Kultur in Europa.¹⁴

Die Aporien nationalstaatlicher Jüdischer Museen

Mit dem Jüdischen Museum Berlin entwickelte sich eine neue Gattung nationalstaatlicher Jüdischer Museen in Europa, deren Sammlungs- und Ausstellungsperspektive auf jüdische Geschichte und Kultur sich nicht mehr auf lokale oder regionale Entwicklungen konzentriert, sondern anstatt dessen jüdische Geschichte entweder in den Grenzen der jeweiligen Länder oder als eine Geschichte von national definierten Handlungsträgern, sprich als Geschichte der polnischen Juden, der italienischen Juden, der deutschen Juden etc. versteht. Neben dem Jüdischen Museum Berlin gilt dies derzeit für die Jüdischen Museen in Warschau, Kopenhagen, Ferrara, Amsterdam und Philadelphia. Viele dieser nationalstaatlichen Einrichtungen wurden in den letzten Jahren von substantiellen Krisen

¹⁴ Vgl. Daniel Bussenius: Von der Hauptstadtposse zur Erfolgsgeschichte. Die Entstehung des Jüdischen Museums Berlin 1971–2001 (Schriften des Jüdischen Museums Berlin, Bd. 1), Göttingen 2014.

erschüttert: Das National Museum of American Jewish History in Philadelphia musste Anfang 2020 Insolvenz anmelden, POLIN Museum of the History of Polish Jewry war 2019/20 ohne Leitung und das Jüdische Museum Berlin wurde im selben Jahr Gegenstand heftiger politischer Debatten. Ist die Parallelität der Krisen der drei weltweit größten Jüdischen Museen Zufall oder Symptom?

Die Krisen der drei genannten Museen haben verschiedene Hintergründe. Während das Jüdische Museum in Philadelphia in Schwierigkeiten geriet, weil das private Engagement und Mäzenatentum seiner Förderer rückläufig war, wurde POLIN Museum of the History of Polish Jewry das Vertrauen von einem seiner Träger, dem polnischen Staat selbst entzogen. Im Februar 2019 ließ der polnische Kulturminister Piotr Gliński den Vertrag mit dem Direktor von POLIN, Dariusz Stola, auslaufen und weigerte sich, dessen Wiedereinstellung nach erfolgreicher Neubewerbung vorzunehmen. Stola hatte im Jahr zuvor die bis dato erfolgreichste Wechsellausstellung des Museums unter dem Titel »Estranged: March 68 and Its Aftermath« über die antisemitische Kampagne des kommunistischen Regimes gegen die Studentenunruhen und die erzwungene Auswanderung von polnischen Jüdinnen und Juden im Jahr 1968 präsentiert, die im Epilog Parallelen zu antisemitischer Hate Speech im gegenwärtigen Polen zog. Die Kritik, die er auch andernorts an der polnischen Regierung übte, kostete ihn seine Position.

Im Unterschied zur Krise von POLIN bestand diejenige am Jüdischen Museum Berlin weniger in einem Dissens zwischen Repräsentanten der bundesdeutschen Regierung und der Museumsleitung, als vielmehr zwischen den Erwartungen von jüdischen Organisationen und Gemeinden auf der einen und dem Programm des bundesunmittelbaren Museums auf der anderen Seite. Im Zuge der Einladungen an Judith Butler und Brian Klug im Jahr 2012 und 2013, der Ausstellung »Welcome to Jerusalem« (2017–18) und der Konferenz »Living with Islamophobia« (2018) hatte das Jüdische Museum Berlin den Verdacht auf sich gezogen, bevorzugt israelkritische Positionen und Personen einzuladen. Der Verdacht wurde nicht nur in zunehmend lautstarker Kritik von jüdischen Organisationen und Journalisten artikuliert. Er kulminierte in einem öffentlichen Zerwürfnis mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland über einen Tweet des Museums, der eine Leseempfehlung für eine kritischen Stellungnahme von jüdischen und israelischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beinhaltete, die sich auf die Resolution des Deutschen Bundestags zur BDS-Bewegung vom Mai 2019 bezog.¹⁵ Während in Warschau die polnische Regierung dem von ihm mitgetragenen Museum die Unterstützung verweigerte, entzogen in Deutschland die jüdischen Gemeinden und ihre politische Vertretung, der Zentralrat der Juden in Deutschland, dem bundesunmittelbaren Jüdischen Museum nach dessen impliziter Distanzierung von dem Bundestagsbeschluss öffentlich das Vertrauen.¹⁶

¹⁵ Deutscher Bundestag, 19. Wahlperiode, Drucksache 19/10191 vom 15. Mai 2019.

¹⁶ Zu weiteren Implikationen der Krisen beider Museen siehe Mirjam Wenzel: Dritte Orte. Warum Jüdische Museen umstritten und relevanter denn je sind, in: Jalta. Positionen zur jüdischen Gegenwart 7, 2020: Übersetzbarkeit, S. 41–47.

In einem der prononciertesten Beiträge, die im Rahmen der Debatte um das Jüdische Museum Berlin erschien, führte der Historiker Michael Wolfssohn aus, dass nicht etwa die Einladungspolitik und das Programm des Museums, sondern dessen Konstitution als bundesunmittelbare Stiftung in die Krise geführt habe. Er schrieb:

»Als Sondermuseum versteht sich das JMB bislang: Es ist, ‚anders als alle anderen Jüdischen Museen in Deutschland, kein lokales Museum, sondern das deutsche Nationalmuseum zur Geschichte, Religion und Kultur des aschkenasischen, das heißt mitteleuropäischen Judentums, von den Anfängen bis zur Gegenwart.‘ (...) Als gesetzlich so definiertes deutsches Nationalmuseum aber war der Konflikt mit der jüdischen Mehrheit im In- und Ausland strukturell programmiert, denn: (...) Das für ein jüdisches Museum eigentlich selbstverständlich vorherrschend Jüdische wurde durch die Unverbindlichkeit des Allgemeinen aufgelöst.«¹⁷

Mit eben dieser Unverbindlichkeit des Allgemeinen habe das Museum, so Wolfssohn weiter, dem in Deutschland vorherrschenden Paradigma einer Universalisierung von jüdischer Geschichte im Allgemeinen und der Schoa im Besonderen Vorschub geleistet. Eben diese Universalisierung aber widerspreche der Partikularität der jüdischen Kultur und Geschichte.

Die allgemeinen Entwicklungen und Strukturen von Kulturen, die in Makrogeschichte im Vordergrund stehen, sind für die Mikrogeschichte, die sich einem besonderen Ort oder einer bestimmten Region widmet, weniger bedeutsam: in dieser, sich der Spezifik einer lokalen Kultur widmenden Form der Geschichtsschreibung treten die sich vor Ort entwickelnden Bräuche, praktizierten Riten und Gepflogenheiten von Gemeinschaften ebenso wie die leid- und lustvollen Erfahrungen von Individuen in den Vordergrund. Eben diese lokale Perspektive, in der gleichwohl Migrationsgeschichten oder Parallelitäten zu anderen Kulturen erzählbar bleiben, kommt den Besonderheiten der jüdischen Kulturgeschichte, die sich im Lokalen zeigt und weiterentwickelt, mehr entgegen als die der Makrohistorie, in der die allgemeinen Strukturen in den Vordergrund treten. Jüdische Museen, für die der Bezug auf einen bestimmten Ort konstitutiv ist, räumen der Spezifität jüdischer Erfahrung daher einen größeren Stellenwert ein, als nationalstaatliche Einrichtungen. In seiner 2020 neu eröffneten Dauerausstellung im sanierten Rothschild-Palais etwa erzählt das Jüdische Museum Frankfurt, wie die Familie des Münzhändlers Majer Amschel Rothschild ihr Unternehmen in Frankfurt auf- und schließlich europaweit ausbaute und schließlich zur zentralen diplomatischen Anlaufstelle für jüdische Belange im 19. Jahrhundert wurde. Unter dem Titel »Wir sind jetzt: Jüdisches Frankfurt von der Aufklärung bis zur Gegenwart« präsentiert es jüdische Geschichte dabei als Pluralität von subjektiven Geschichten, die sowohl europäische wie auch lokale Entwicklungen der jüdischen Diaspora in der Moderne widerspiegeln. Die Geschichte des Orts, das Rothschild-Palais selbst, bildet dabei nicht nur den zentralen Bezugspunkt der Ausstellung, sondern auch deren größtes Exponat. Die konstitutive Bedeutung, die der Ortsbezug, genauer: der Erhalt und die Pflege eines Gebäudes, an dem einst jüdische Gottesdienste abgehalten oder jüdischen Traditionen nachgegangen wurden, für

¹⁷ Michael Wolfssohn: Unfreiwillige Verwässerung, in: Der Tagesspiegel vom 17. Juni 2019.



Modell des Rothschild-Palais im restaurierten Musiksalon, Foto: Norbert Miguletz

die meisten Jüdischen Museen in Deutschland spielt, macht sie zu Gedächtniseinrichtungen in einem spezifischen Sinne. Das Gedächtnis, das sie pflegen, ist dasjenige des Ortes, der Menschen, die diesen Ort einst bewohnten, der Dinge, die sie nutzten, und der immateriellen Kultur, die sie pflegten, selbst. Die deutsch-jüdische Erfahrung von Menschen, Dingen und Gemeinschaften, die Jüdische Museen an den jeweiligen Orten auf unterschiedliche Art und Weise erzählen und bewahren, ist nicht nur eine partikuläre Geschichte. Die Vermittlung dieser Geschichte ist auch und vor allem: Erinnerungsarbeit.

Museales Gedächtnis und ortsbezogene Erinnerungspraxis

Die Praxis des Erinnerns ist so alt wie die Literatur: viele der uns heute überlieferten Erzählungen aus frühen Zeiten wurden zunächst mündlich von Generation zu Generation weitergegeben, bevor sie schließlich eine schriftliche Form fanden. Die Praxis des Erinnerns und Weitergebens, die »ars memoriae« gehört zu den ältesten uns bekannten Kulturtechniken. In seinen Ausführungen »De oratore. Über den Redner« beschrieb Cicero eine Situation, die heute gemeinhin als Urszene dieser »ars memoriae« gilt. In der unter anderem von Cicero geschilderten Szene verlässt Simonides, der gemeinhin als Erfinder der Mnemotechnik bezeichnet wird, nach dem Vortrag eines Lobliedes auf Castor und Pollux das Haus, in dem alle Gäste zu einem Festmahl versammelt sind. Als er zurückkehrt, ist der Raum eingestürzt und die Gäste liegen unter den Trümmern begraben. Allein durch die Erinnerung daran, wer bei Tisch wo gesessen hatte, gelingt es Simonides, die unkenntlichen Körper zu identifizieren. Cicero berichtet: »Durch diesen Vorfall aufmerksam geworden, soll er damals herausgefunden haben, dass es vor allem die Anordnung sei, die zur Erhellung der Erinnerung beitrage. Wer diese Seite seines Geistes zu trainieren suche, müsse deshalb bestimmte Plätze wählen, sich die Dinge, die er im Gedächtnis zu behalten wünsche, in seiner Phantasie vorstellen und sie auf die bewussten Plätze setzen. So werde die Reihenfolge dieser Plätze die Anordnung des Stoffs bewahren, das Bild der Dinge aber die Dinge selbst bezeichnen.«¹⁸

Das Gedächtnis, welche Jüdische Museen in Deutschland pflegen und vermitteln, umfasst viele einzelne, zumeist fragmentierte jüdische Erinnerungen in schriftlicher, dinglicher wie auch immaterieller Form: Dokumente, Briefe, Bücher, Alltagsgegenstände, zeremonielle Objekte, angewandte und Bildende Kunst, Musik, Geschmack und Geruch. Jede diese Erinnerungen ist ein Zeugnis vergangenen, gelegentlich auch gegenwärtigen jüdischen Lebens. Indem Jüdischen Museen diese Erinnerungen an die Orte zurückführen, an denen sie gehören, praktizieren sie nicht nur eine »ars memoriae« im Sinne Ciceros. Sie ermöglichen auch einen Zugang zum jüdischen Gedächtnis jenseits des jüdischen Gedächtniskollektivs.

Der Historiker Dan Diner hat sich intensiv mit dem Gedächtnis jüdischer Familien und der Perspektive beschäftigt, die diesem Gedächtnis in der Geschichtsschreibung entspricht. Er diagnosti-

¹⁸ Marcus Tullius Cicero: De oratore. Über den Redner. Übers. und hg. von Harald Merklin, Stuttgart 1986, S. 433.

ziert, dass »die vornehmlich administrativ und industriell, also hochgradig arbeitsteilig vollzogene Massenvernichtung« auf Seiten der deutschen Täter ein Gefühl genuiner Verantwortungslosigkeit bedingt habe, das den minutiösen Rekonstruktionen der Verbrechen in der Geschichtsschreibung vieler deutscher Historiker entspreche, »von der existentiellen Erfahrung der jüdischen Opfer her [hingegen] massiv dementiert«¹⁹ werde. Der Abgrund, der sich zwischen diesen beiden entgegengesetzten »Erfahrungskontexten« auftue, finde, so Dan Diner, in der Differenz zwischen jüdischem Gedächtnis und deutscher Geschichtsschreibung eine Entsprechung. Das jüdische Gedächtnis erinnere die Monstrosität im Einzelnen, die Geschichtsschreibung deutscher Historiker neige hingegen dazu, sich auf einzelne Aspekte der Tat zu konzentrieren und diese durch Vergleiche zu relativieren. Diners Gegenüberstellung der beiden Denk- und Argumentationsweisen münden in der These, dass ‚das jüdische Gedächtnis‘ die Schoa als singulären Zivilisationsbruch erinnere, während ‚die deutsche Geschichtsschreibung‘ um den Vollzug der Tat kreise und zu anthropologischen Betrachtungen neige. Reflexionen über und Darstellungen der Schoa, die »universellen Ansprüchen«²⁰ Genüge tun, eine allgemeingültige Lehre ziehen und zur Prävention zukünftiger Völkermorde beitragen wollen, würden, so Diner, der dem jüdischen Gedächtnis eingeschriebene Erfahrung daher nicht gerecht.

Diners Kritik an einer strukturellen oder funktionalen Geschichtsschreibung der Schoa und Wolfohns Kritik an der Unverbindlichkeit einer nationalen Erzählung deutsch-jüdische Geschichte betonen – zumal mit Blick auf die Schoa – die Spezifität der jüdischen Erfahrung. Die von ihnen eingeforderten Perspektive einer Geschichtsschreibung, die sich der partikularen jüdischen Erfahrung verpflichtet sieht, steht ein sich zunehmend lautstark artikulierendes Geschichtsverständnis gegenüber, das die Schoa als Bestandteil einer Menschheitsgeschichte von Krieg und Genozid perspektiviert. Eine zentrale Rolle in dem Konflikt zwischen diesen beiden Perspektiven spielt die Frage, in welchem Verhältnis die jüdische Erfahrung der Schoa zu den Erfahrungen kolonialer Gewalt steht.²¹ Jüdische Museen sind Gedächtniseinrichtungen, an denen über die Differenz wie auch die Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden Erfahrungen debattiert werden muss und die in dieser Debatte selbst keine neutrale Position innehaben. Als Orte, die der jüdischen Erfahrung verpflichtet sind, besteht ihre Aufgabe fortwährend darin, immer wieder eine dem jüdischen Gedächtnis angemessene Form der Darstellung und Perspektivierung von jüdischer Geschichte zu formulieren und deren aktuelle Bedeutung zu reflektieren. Der konkrete Bezug auf den Ort, an dem sie sich befinden, und dessen spezifische Geschichte spielt dabei eine zentrale Rolle.

¹⁹ Dan Diner: Ereignis und Erinnerung. Über Variationen des historischen Gedächtnisses, in: Nicolas Berg, Jess Jochimsen, Bernd Stiegler (Hg.): Shoah. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur, Kunst, München 1996, S. 13–30, hier S. 22.

²⁰ Ebd.

²¹ Um diese Frage kreiste jüngst etwa die öffentliche Debatte um die Schriften Achille Mbembes und die Erklärung »GG 5.3 Weltoffenheit« mehrerer bedeutender Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen in Deutschland.

Neue Bauhausvorträge

herausgegeben von Hans-Rudolf Meier, Frank Simon-Ritz und Winfried Speitkamp
<https://e-pub.uni-weimar.de/opus4/solrsearch/index/search/searchtype/series/id/16181>

1 Aleida Assmann, Welche Zukünfte?

2 Winfried Speitkamp, Identität durch Erbe?
Historische Jubiläen und Jahrestage in der Erinnerungskultur

3 Joseph Vogl, Über Axel Maliks *skripturale Methode*

4 Dirk Van Laak, Freiräume. Historische Hinweise zur Füllung einer Leerstelle

5 Horst Bredekamp, Auguste Rodins Weimarer *Eva*

6 Christiane Wolf, »Transportschein für eine Bronzefigur – Empfangsstation Weimar«
ein Versuch zu »EVA gehört zu uns«

7 Mirjam Wenzel, Das partikulare Gedächtnis Jüdischer Museen



Impressum

Bauhaus-Universität Weimar

Herausgeber: Hans-Rudolf Meier, Frank Simon-Ritz und Winfried Speitkamp

Gestaltung: Cissy Hecht, Universitätskommunikation 11/2021

© Bauhaus-Universität Weimar

www.uni-weimar.de

Der Vortrag wird im Online-Publikationssystem der Bauhaus-Universität Weimar (OPUS)
unter der folgenden URN veröffentlicht:

<https://doi.org/10.25643/bauhaus-universitaet.4535>

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:wim2-20211129-45355>

Der Text und die Abbildungen stehen unter der Lizenz CC BY-NC-SA.

Eine Videoaufzeichnung des Vortrags ist über folgende URL zugänglich:

<https://www.uni-weimar.de/de/universitaet/profil/mensch-macht-moderne/juedische-museen/>

Bauhaus-Universität Weimar

Universitätsbibliothek